Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 34 (1978)
Heft: 5

Rubrik: Übersetzungsdeutsch

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Übersetzungsdeutsch

Warum Übersetzungen immer schlechter werden

Seit es Übersetzungen gibt, gibt es auch Klagen über schlechte Übersetzungen. Heute von einer speziellen Misere der Übersetzung zu reden — das könnte so aussehen wie das jahrtausendealte Jammern über den Verfall der Sitten oder die Verrohung der Jugend. Trotzdem — die Welle der Übersetzungen aus lateinamerikanischen Literaturen im letzten Jahr hat es besonders deutlich gemacht — man kann und muß von einer tiefgreifenden Krise der literarischen Übersetzung hierzulande sprechen.
Bundesrepublikanische Statistiker verweisen immer wieder mit Stolz darauf, daß ins Deutsche vergleichsweise viel mehr übersetzt wird als in andere Sprachen. Es stimmt. Auf unseren Bestsellerlisten stehen meist mehr übersetzte als deutschsprachige Bücher — in Frankreich oder in den USA wäre dies völlig undenkbar. Nähme man freilich nicht die Quantität, sondern die Qualität der Übersetzungen zum Vergleichsmaßstab, dann sähe die Sache anders aus. Daran können einzelne hervorragende Übersetzungen, die es auch bei uns nach wie vor gibt, nicht viel ändern — dagegen bietet auch eine Gipfelleistung wie Hans Wollschlägers „Ulysses"-Übertragung keine Alibi. Eben dieses Beispiel zeigt auch, wie unendlich viel an einer guten Übersetzung liegt. Joyce' Roman wurde bisher zwar häufig ein wichtiges Werk genannt, aber nachweisbar wenig gelesen. Erst die neue Übersetzung, falls sie trotz ihres hohen Preises gekauft wird, kann dem deutschen Leser eine Vorstellung von der Bedeutung des Dichters Joyce vermitteln, und es dürfte künftig nicht mehr möglich sein, daß jemand behauptet, dieses Werk habe „mit Kunst nichts zu schaffen", wie noch Erwin Laaths 1953 in seiner damals vielgelesenen „Geschichte der Weltliteratur".
Warum wird heute überwiegend schlecht, oft miserabel übersetzt? Wo liegen die Gründe? Auf die Gefahr hin, bei den Betroffenen Verärgerung hervorzurufen, seien die wichtigsten Punkte um der Deutlichkeit willen mit aller Schärfe genannt.

Erstens: Übersetzer werden schlecht bezahlt.

Der Tatbestand ist bekannt — unnötig, viele Worte darüber zu verlieren. Hanns Grössel und Hans Wollschläger haben, beide aus Anlaß von Preisverleihungen, darauf hingewiesen und vorgerechnet, daß der Stundenlohn eines gewissenhaften Übersetzers weit unter dem einer Putzfrau liegt. Was tut also jemand, der vom Übersetzen leben will, statt daran zu verhungern? Er übersetzt schnell und damit schlecht. Aber selbst wenn er lieber langsam übersetzte, lieber weniger Lohn in Kauf nähme, um besser arbeiten zu können — er kann's oft nicht. Sein Arbeitgeber erlaubt es ihm nicht, denn:

Zweitens: Der Verleger hat es eilig.

Ausländische Bestseller müssen auf den deutschen Markt geworfen werden, solange sie welche sind, daß heißt, solange man von ihnen spricht. Schmiede das Eisen, solange es heiß ist. Pasternaks „Doktor Schiwago", kein so schlechtes Buch, wie man heute glauben machen könnte, aber auch kein so gutes, wie die Werbung 1958 behauptete und wie der Nobelpreis Pasternaks dem Leser suggerierte, hätte ein paar Jahre später nicht an-

nähernd den gleichen Erfolg erzielt. Alexander Lernet-Holenia erzählte vor Jahren, wie ihm der Piper-Verlag die Übersetzung von Lampedusas „Gattopardo" anbot und das Angebot dann angesichts der erbetenen Frist (es waren 8 Monate) wieder zurückzog.
Die Übersetzung wurde an die mittelmäßige Routine-Übersetzerin Charlotte Birnbaum vergeben. Die konnte es schneller. Was daraus wurde, läßt sich bequem an den ersten drei Zeilen des Romans ablesen: Der Fürst hat in der Hauskapelle mit den Angehörigen den Rosenkranz gebetet. Statt „Aveva ricordato" steht ein aufgeblähtes „hatte den Versammelten ins Gedächtnis gerufen", und die „Misteri Gloriosi e Dolorosi" werden zu „ruhm- und schmerzensreichen Mysterien", wo es sich doch, wie jeder Katholik weiß und wie auch eine Übersetzerin halt wissen müßte, um die glorreichen und schmerzensreichen Geheimnisse handelt. Hätte man also einen Katholiken als Übersetzer gebraucht? Nein — nur jemand, der über entsprechende Kenntnisse verfügte. Mit Sprachkenntnissen allein ist es beim Übersetzen noch lange nicht getan. Und selbst die fehlen oft. „Der gute Übersetzer muß alle Wörter nachschlagen, vor allem diejenigen, die er gut kennt", sagte Valery Larbaud einmal. Ich möchte denjenigen unter unseren Übersetzern kennen, der danach handelt, und der, selbst wenn er es wollte, die Zeit dazu hätte.

Drittens: Der Übersetzer ist seiner Aufgabe nicht gewachsen.

Gute Übersetzer für Englisch und Amerikanisch findet man eher als solche für romanische und slawische Literaturen. Da es hier weniger gibt, nimmt man häufig, wen man eben findet. Dabei wird meist übersehen, daß der Übersetzer nicht nur die Fremdsprache beherrschen muß, sondern auch seine eigene. Sinngemäß richtige, aber auf deutsch falsche Übersetzungen nehmen erschreckend zu. Gerade bei den zahlreichen Übersetzungen aus südamerikanischen Sprachen im letzten Jahr wurde deutlich, daß es vielen Übersetzern an elementarsten Kenntnissen ihrer Muttersprache mangelt. Was allein Heidrun Adler, Helga Castellanos und Wolfgang A. Luchting an Fehlleistungen produziert haben, damit ließe sich bequem ein ganzes Buch füllen, wie Walter Widmer vor Jahren einmal eines zusammenstellte.

Viertens: Autoren bestehen auf bestimmten Übersetzern.

Häufiger, als man annehmen möchte, schreiben Autoren dem Verlag einen bestimmten Übersetzer vertraglich vor, machen ihn zur Bedingung. Als ich 1976 in einer Kritik die schlechte Übersetzung von Ernesto Sabatos Roman „Maria oder die Geschichte eines Verbrechens" bemängelte, antwortete Frau Marguerite Schlüter vom Limes-Verlag, sie sei sich der mangelnden Güte der Übersetzung wohl bewußt gewesen, habe aber nichts machen können, da der Autor auf der Übersetzerin Helga Castellanos bestanden habe.
Warum akzeptieren Verleger solche Bedingungen? Warum bringen sie lieber ein schlechtes Buch heraus, statt ganz darauf zu verzichten? Wie läßt sich dies mit dem vielzitierten Berufsethos des Verlegers vereinbaren? Ich warte noch heute auf Antwort auf diese Fragen. Natürlich kann ich sie mir selber geben: Das alles ist längst nur noch eine Frage des Geschäfts. Berufsethos? Ich sehe die Buchfabrikanten hinter vorgehaltener Hand grinsen. Die vier genannten Gründe würden die derzeitige Krise der Übersetzung gleichwohl nur teilweise erklären, käme nicht ein weiterer hinzu, der schwerer wiegt als alle vier zusammen:

Fünftens: In deutschen Verlagen wird immer mehr geschludert.

Dies ist keine böswillige Behauptung, sondern die Feststellung eines Tatbestands. Sie betrifft nicht nur die Übersetzungen, sondern ebenso die Werke deutscher Autoren. Etwa achtzig Prozent aller heute in der Bundesrepublik erscheinenden belletristischen Neuerscheinungen enthalten gravierende Mängel und Fehler aller Art — nicht bloß ein paar Druckfehler, ein paar Kommafehler: das gab es schon immer — nein, schlimmste Stil- und Grammatikfehler, ganze Sätze, die keine sind. Leider sind Übersetzungen davon besonders betroffen. Dies kann freilich nicht verwundern. Wenn ein Lektor schon seine Muttersprache nicht mehr beherrscht (und wer, wenn nicht er, der sie sich zum Beruf gemacht hat, soll sie dann noch beherrschen?), dann natürlich noch viel weniger Fremdsprachen. Sie vergleichen auch meist Original und Übersetzung nicht mehr, selbst wenn sie dazu imstande sind — keine Zeit, die Sache eilt. Sie haben, so unglaublich das klingen mag, das Original manchmal überhaupt nie gesehen.

Als ich anfing Bücher zu besprechen, dachte ich naiverweise, bei Übersetzungen erhalte der Rezensent auch das Original vorgelegt. Wie kann man sinnvoll eine Übersetzung beurteilen, wenn man das Original nicht kennt? Nur wer selbst schon übersetzt hat, ermißt die Leistung eines guten Übersetzers, weiß, daß sie oft ebenso hoch einzuschätzen ist wie die des Autors. Ich sage dies als Autor, der versucht hat, Eigenes zu übersetzen und daran gescheitert ist. Einmal habe ich, als ich eine Übersetzung besprechen sollte, das Original beim Verlag angefordert. Die Antwort: Man habe selber kein Exemplar, das einzige besitze der Übersetzer in Südamerika.

Manche Verlage glauben sich der Verpflichtung zur Kontrolle von Übersetzungen entziehen zu können, indem sie sich einen als sehr gut renommierten Übersetzer leisten. Der wird's schon recht machen. Damit kann man hereinfallen. Der Diogenes-Verlag vergab kürzlich die Übersetzung des Romans „Mémoires d'un vieux con" von Roland Topor an Eugen Helmle, der sich, unter anderem als Übersetzer sehr schwieriger Bücher von Raymond Queneau, einen hervorragenden Namen gemacht hatte. Und fiel damit glatt auf die Nase. Die Übersetzung ist schandbar schlecht. Sie enthält groteske Fehler, Sätze, die kein Schulmeister seinen Schülern durchgehen ließe, etwa: „Al Capone bot mir zehntausend Dollar, um in seinem Wohnzimmer ein Fresko zu seinem Ruhm zu malen."

Daß in den Verlagen keine sprachenkundigen Lektoren mehr sitzen, läßt sich, nebenbei, auch an Büchern deutscher Autoren ablesen, die meinen, dem Leser ihre Fremdsprachenkenntnisse zeigen zu müssen. Thomas Mann konnte das noch — heute kann's niemand mehr. Ob Alfred Andersch „festino" für ein Festchen hält statt für ein Gastmahl mit Musik oder „cervellino" für ein „Gehirnlein" statt einen siebenmalgescheiten Studenten, ob Horst Bienek oder Günter Herburger ihre Werke mit falschem Französisch schmücken, oder ob Gabriele Wohmann auf peinlichste Weise demonstriert, daß sie während ihres Aufenthaltes in der Villa Massimo Italienisch nicht gelernt hat (in ihrem Roman „Ernste Absicht" wünschen sich Leute statt „Buon Natale" „Buon Anale", also Gut Arschloch statt Frohe Weihnachten) — stets war der Lektor bei Diogenes, Hanser, Luchterhand nicht imstande, dergleichen zu erkennen und zu verbessern. Angesichts solcher Fehlleistungen kommt man sich doch arg anspruchsvoll vor, wenn man etwa von Annemarie Böll auch noch erwartet, sie möge endlich lernen, was ein Konjunktiv der indirekten Rede ist, und nicht immer „wäre" statt „sei" schreiben, wie jüngst wieder in ihrer letzten Malamud-Übersetzung ...

Armin Ayren